Breslauer Beobachter.

№ 206. Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände. **1845.**

Sonnabend, den 27. December.

Eilfter Jahrgang.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** u. **Sonntags**, zu dem Preise von **Vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **Vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.



Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nrn., sowie alle Königl. Post-Anstalten bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr. Einzelne Nummern kosten 1 Sgr.

Annahme der Inserate für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: Buchhandlung von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die Liebe des Arabers.

(Fortsetzung.)

„Der Himmel möge Dir lohnen, wie Du es verdienst, Hamdoun," sagte er. „Ist dies nun alles, was Du von mir verlangst."

„Noch eine Kleinigkeit," sagte Hamdoun mit dumpfer und schrecklicher Stimme, „es ist Zeit, daß wir uns trennen, aber Du wirst weder nach Damaskus noch nach Bagdad zurückkehren. Da Du schon Wünsche für mein Glück gethan hast, so kannst Du auch wohl errathen, daß Dein Tod der erste, der theuerste meiner Wünsche ist. Hast Du Deine Gebete zu Gott gerichtet?"

Mit diesen Worten entblößte Hamdoun sein Schwerdt.

„Elender!" schrie der Greis, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. „Du willst noch jetzt wagen, mich zu morden." —

„Willst Du Wasser?" rief Hamdoun? „um Deine Waschungen vorzunehmen?"

„Der Prophet stehe mir bei!" sprach in sich gekehrt Ali-Achmet. „Leb wohl, meine Tochter!"

Ein scharfes Pfeifen erscholl, und — Ali-Achmets Haupt rollte im Sande.

Jahed half seinem Gefährten, und sie warfen die Leiche und das noch blutende Haupt in den Brunnen.

„Jetzt," sprach Hamdoun, „habe ich mein Wort erfüllt; kehre Du nun nach Bagdad, und verlange dort des Greises Schätze, ich gehe nach Damaskus. Dein Weg führt gegen Mittag, der meinige gegen Mitternacht. Lebe wohl, und möge es dem Himmel gefallen, daß wir uns nie wieder sehen."

Und die beiden Mörder trennten sich.

Ein Jahr nach diesem Morde legte man den Grundstein zu einem herrlichen Palaste, auf der nämlichen Stelle, welche Zeuge dieser schrecklichen Scene gewesen war. Auf dem Rücken von vielen Kameelen wanderten die alten Reste von Babylon aus, um sich in einen arabischen Palast zu verwandeln, so unbeschreiblich schön, daß selbst in Bagdad kein schönerer zu finden war. Citronen- und Orangenbäume füllten die Gärten mit Wohlgerüchen. Die mit Gold durchwirkten Seidenstoffe Indiens und Persiens bedeckten die Divans. Die Mauern waren überzogen mit gemalten Blumen und Arabesken, vermischt mit den Sprüchen des Korans, geschrieben mit goldenen Lettern. Eine Masse von weißen und schwarzen Sklaven bevölkerte diesen bezaubernden Wohnplatz, wohin Jahed, — der seinen Beduinen-Namen gegen den türkischen: Mohamed-Ilderim-Tschlebi vertauscht hatte, — seinen Harem voll der schönsten Sklavinnen aus Mingrelien und Circassien bringen ließ. Unzählige Gäste strömten herbei von Bagdad, Mossoul und Bassora, um Theil an den Festen zu nehmen, welche der neue Gebieter dieses reizenden Aufenthalts immer erneuerte, wie Gewässer einer sprudelnden Quelle.

Jahed, oder vielmehr Mohamed-Ilderim-Tschlebi, erfand für jeden Tag neue Freuden. Die köstlichsten Weine flossen Tag und Nacht in den goldenen Schalen seiner Gäste. Unter den Schönheiten des Serails konnte nur jene die wandelbare und veränderliche Liebe des Gebieters erringen, welche im Stande war, durch ihre Anmuth, durch ihre Liebkosungen die Sinne ihres Herrn für sich zu gewinnen.

Doch finster, wie eine Gewitterwolke, blieb immer die Seele Jaheds. Unter seinen schönen Sclavinnen, mitten unter dem Wohlgeruche der Luft und der Blumen schalt sein tiefliegendes Auge, das gezwungene Lächeln seiner Lippen, Lügen.

Manchmal zwischen Blumen und Sclavinnen schlafend, sah er im Schlafe sein Bett in der Wüste Sahara, seine grobe Bunda, sein arabisches Gewehr, glänzend wie der Blitz und krachend wie der Donner. Er erwachte in Thränen und suchte über seinem Haupte den glänzenden Sternendom des Himmels, den Tapeten von Goldstoff und Seide ihn jetzt zu sehen verhinderten. Das kam daher, daß die Begierde, diese Leidenschaft, welche um sich frißt wie ein Krebs, im Grunde nichts als ein hohler leerer Wunsch ist, den der Mensch nie zur Erfüllung bringen kann; der Mensch voller Begierden setzt nur Werth auf das, was er nicht hat. Alle Reichthümer Jahed's waren ihm gleichgültig, seit er sie besaß. Seine Leidenschaft wartete nur auf einen Funken, um sich neuerdings zu entflammen, das heißt, einen Gegenstand zu finden, der geeignet war, in seiner Seele neue Wünsche zu erregen.

Eines Abends, während Jahed mit seinen Freunden sich vollkommen der Freude übergab, ritt ein Mann, ganz in die Falten einer Bunda gehüllt, auf einem der schönsten Pferde in den ersten Hof des Serails ein. Der Thürsteher Jahed's fragte ihn, ob er zu dem Feste geladen sei, welches heut von seinem Herrn gegeben werde.

Der Fremde antwortete, daß er aus Syrien, seinem Vaterlande komme, und den Palast zum erstenmale sehe. Eben so hätte er den Namen Mohamed-Ilderim-Tschlebi noch nie gehört. Er wollte nicht gemeldet sein und sagte nur zum Thürsteher: „Ich bin der Karavane etwas vorangeeilt, die von Damaskus nach Bagdad zieht, und muß meine Reise fortsetzen bis zu ihrem Ziele. Hier nimm diese Goldbörse, die Dir beweisen wird, daß ich gute Dienste zu vergelten weiß. Dieser Palast gefällt mir. Sage Deinem Gebieter, daß ich ihn zu kaufen wünsche, und ihm eine Million Piaster dafür biete. In acht Tagen um diese Stunde werde ich wieder hier sein. Finde auch Du Dich zu gleicher Zeit hier ein, und bringe eine Antwort, dann wirst Du ein gleiches Geschenk erhalten."

Nach diesen Worten flog der Fremde im Galopp davon, und verschwand in der Richtung gen Bagdad in einer Wolke von Staub.

Als der Thürsteher seinem Herrn die Worte des Syriers hinterbrachte, zog Jahed seine Stirn in Runzeln, und schien gedehmüthigt, daß ein Anderer als er, reich genug sei, eine solche baare Summe zu bieten.

„Eine Million Piaster," murmelte er, mit den weichen Locken einer schönen neben ihm sitzenden Sclavin spielend, die ihm zu trinken kredenzte; „eine Million Piaster für meinen Palast! er hat mir mehr als das Doppelte gekostet. Wenn Du den Syrier siehst, sag' ihm das. Geh!"

In der Nacht des achten Tages wich Jahed's Thürsteher nicht aus dem ersten Hofe, wo er den Syrier begegnet hatte. Nicht lange hatte er geharrt, so stand der Syrier, eingehüllt in seine Bunda, vor den Blicken des Thürstehers, der dem Fremden die Antwort seines Herrn mittheilte, die den Syrier eben nicht erfreute.

„Hier nimm diese andere Börse, sie ist noch einmal so schwer, als die erste, und geh', sage Deinem Herrn, daß ich durchaus will, daß er mir den Besitz seines Palastes überlasse. Biete ihm zwei Millionen Piaster, die ich ihm zur Stunde auszahlen werde, und außerdem sind 20,000 Piaster Dein, wenn der Handel zum Abschlusse kommt. Wieder in acht Tagen werde ich mir Antwort abholen."

Als Jahed die Rede des Syriers vernahm, ergriff ihn ein unmenschlicher Zorn gegen den Mann, der reich genug war zur Befriedigung einer Grille eine solche Summe zu opfern. Seit diesem Tage schlief er nicht mehr. Der Reichthum des Syriers war für ihn ein spitziger Dolch, der ihm Tag und Nacht das Herz durchbohrte. Nichts schien ihm jetzt mehr gut genug. Die Zeit wurde ihm lang, bis der Syrier auf's Neue erscheinen würde, um den glücklichen Sterblichen kennen zu lernen, für den das Gold so wenig Werth habe. Am Tage vor jenem, den der Fremde dem Thürsteher bestimmt hatte, wurde Jahed benachrichtigt, daß eine Frau von Stande, verschleiert, in einem prächtigen Tragsessel, gefolgt von einer beträchtlichen Menge von Sclaven, ihn zu sprechen wünsche. Er warf seine reichsten Kleider über, ließ sich mit den köstlichsten Wohlgerüchen besprengen, und stieg hinab in den Garten, wo die Dame seiner wartete. Verschleiert vom Kopfe bis zu den Füßen, nach morgenländischer Sitte, und eingehüllt in einen Mantel, der selbst den Umriß ihrer Formen verbarg, verließ sie ihren Tragsessel, und setzte sich in den duftenden Schatten eines Gebüsches von Rosenlorbeer und wilden Jasmin, gegenüber von Jahed. Sie gab ihrem Gefolge ein Zeichen sich zurückzuziehen. Als sie allein war mit Jahed, sprach sie zu ihm: „Sehr vortrefflicher Effendi! Gott und sein Prophet mögen mit Euch sein! Es ist jetzt bei-

nahe ein Monat, daß ich von Damaskus nach Bagdad angekommen bin. Wir wollen uns hier mit Allem, was unser ist, niederlassen. Als wir diese Gegend durchzogen, sah mein geliebter Gatte Euern Palast und auf der Stelle bemächtigte sich seiner der unüberwindlichste Wunsch, diesen Palast zu besitzen. Er hat Euch 2 Millionen Piaster geboten. Ihr werdet ohne Zweifel auch dies Gebot zurückweisen, aber vernehmt, daß mein Gatte einen so heftigen Wunsch hegt, diesen Palast zu besitzen, und von einer solchen Furcht befangen ist, sein Ziel nicht zu erreichen, daß er seit acht Tagen in einen tödtlichen Kummer verfallen ist deshalb bin ich gekommen, Euch zu bitten, selbst den Preis zu bestimmen, den ihr für Euern Palast verlangt. Ich werde Euch diese Wohlthat ewig danken, denn Ihr rettet dadurch das Leben meines Gemahls."

Diese letzten Worte begleitete die Dame, mit einem Ausdrucke, der in die Tiefe der Seele Jaheds drang. Zu gleicher Zeit hob der Wind den Schleier, der ihr Gesicht verbarg, und Jahed glaubte einen Blick in das Paradies Mohameds zu werfen: himmlische Züge, der Hals weißer als die schönste Schnur Perlen, purpurfarbene Lippen, in's tausendfache verschönert durch ein holdes Lächeln. Wie von dem Schlage einer Zauberruthe berührt, blieb er einige Augenblicke starr und unbeweglich. Endlich versprach er Alles, und die Dame erhob sich, um Abschied von ihm zu nehmen.

Jahed wünschte den Namen des Käufers zu wissen, der ihm angesagt war. „Mein Gatte nennt sich Hamdoun Effendi," sprach die Dame. „Hamdoun!" wiederholte Jahed, die Augenbraunen zusammenziehend. „Und seid Ihr nicht die schöne Ilditz?"

„So ist mein Name."

„Ich hätte es an dem sanften Blicke Eurer Augen errathen sollen. Schönste der Frauen! gebietet in Allem über Euren Sclaven, mein Palast ist der Eurige. Nur eine einzige Bedingung, an der ich mehr habe, als an allem Andern. Der meinen Palast besitzen will, muß schwören, getreu die Verbindlichkeit zu erfüllen, die ich ihm auflegen werde. Saget Euerm Gatten, schönste Frau! daß ich ihn erwarte, um den Vertrag abzuschließen."

Kaum hatte die schöne Ilditz sich wieder auf den Weg nach Bagdad gegeben, begleitet von ihren Dienern und Sclaven, als Jahed voll Verdruß sich in das Innerste seiner Gemächer zurückzog. Dieser Tag war durch kein Fest bezeichnet, allen Gästen wurde abgesagt, keiner der Sclavinnen ward die Ehre zu Theil, das Lager des Gebieters zu theilen. Jahed brütete über irgend einem finstern Gegenstand; die Schönheit dieser Frau hatte seinen Neid aus den tiefsten Abgründen seiner Seele hervorgerufen. Von nun an kannte er keine Liebe, als die zur Gattin Hamdoun's, seines ehemaligen Gefährten bei dem Morde Ali-Achmets. Jetzt beneidete er ihn wegen seiner Gattin, wie er ihn früher wegen seines Reichthums beneidet hatte. Er hatte beschlossen, Ilditz zu besitzen, und sei es auch um den Preis jener Schätze, nach denen ihm so sehr verlangt hatte, selbst um den Preis seines Blutes; sie war jetzt der einzige Gedanke seiner Seele, das einzige Ziel seines Lebens.

Hamdoun ließ sich nicht lange von Mohamed-Ilderim-Tschlebi erwarten. Während der Unterhaltung der beiden Effendis erging sich die schöne Ilditz, in der Begleitung ihrer Frauen, in den Gärten des Palastes, und untersuchte die Wunderwerke dieses herrlichen Aufenthaltes. Bald erschien Hamdoun, strahlend vor Freude, bei seiner Gattin, und kündigte ihr an, daß er den Kaufvertrag vor einem Kadi abgeschlossen habe, und daß nun der so sehr gewünschte Palast sein Eigenthum sei. Ilditz wollte die Bedingung wissen, welche der Verkäufer dem Vertrage eingeschaltet hatte.

(Beschluß folgt.)

Beobachtungen.

Er verreiset auf ein halbes Jahr

oder

das Ehepaar in der Hitze.

Der Herr Goldmacher ist schon um 8 Uhr ausgegangen, seine lange, hagere Frau, die ihm unterdeß eine Freude durch das Kochen des Caffee's, das sonst seine Sache ist, bereiten will, steht auf und bereitet das Werk in der Küche. Da ihr die Bohnen etwas groß vorkommen, so läßt sie dieselben bis 10 Uhr kochen, weil das Kochbuch es vorschreibe. Ihr dauert die Ankunft des Mannes zu lange, sie beginnt zu frühstücken, aber ach, sie fällt vor Schmerz um und streckt alle Viere von sich, sie hat sich Gaumen und Hals verbrannt, weil Niemand bei ihr war, der ihr gesagt hätte, daß man das heiße Getränk erst blasen müsse, um es zu genießen, sie liegt nun in der Hitze.

Mein Gott lallt sie, warum willst du jetzt schon zum angehenden Winter fort, zu ihrem nach Hause gekommenen corpulenten und wohlgenährten Ehegemahl, als dieser ihr freudig aber höchst erhitzt mitgetheilt hatte, daß es ihm durch Vermittelung guter Freunde doch endlich gelungen sei, einen Paß, den er so eben unterschreiben müssen, erlangt zu haben, um sich in der Fremde in seiner Kunst zu veredeln. Er läuft vor Wonne im Zimmer hastig auf und ab, schnappt wie ein eingefangener Hecht nach Luft, die Welt steht ihm jetzt das erste Mal offen, welch' ein Glück. Er fragt nicht nach der kalten Jahreszeit, weil er innere Hitze genug hat, nur seine Kunst, die darin besteht, sich im Finstern durch vorher genossenen weißen Zwirn in seinem Hause unsichtbar zu machen, und seine Miether zu mitternächtlicher Zeit im Schlafe zu stören und sie durch Maltraition in Respekt zu setzen, den sonst vor dem Ehepaar kein Mensch hat.

Unterdeß hat sich die Frau Goldmacher, die lange, hagere Gestalt, ermannt und zusammengerafft, ihre Hitze ist weg, weil es bloß heißer Kaffee war, sie umarmt ihren Seelensfrieden, den Ehemann, nuschelt ihm, da sie wegen verbrannten Gaumens nicht laut sprechen kann, sachte in die Ohren: „Lieber, guter Mann, weshalb willst du mich verlassen, ich helfe dir ja sonst alle Pläne schmieden, allein und ohne mich wirst du in der Welt nichts machen. Aber es hilft kein Bitten, kein Jammern, kein Wimmern Seitens seines geliebten Puttels, er reis't einmal, es bleibt dabei und tröstet sie mit den Worten, daß es in seiner Abwesenheit schon gehen werde, das Ehestands-Probe-Jahr sei ja ohne Hinderniß verstrichen, warum härme sie sich um seine Abwesenheit bloß auf ein halbes Jahr ab, es sei ja Alles in ihrer 5 Stock vom Keller aus bewohnbaren großen Villa gut vorbereitet, dieselbe in der Feld-Burg gut gelegen, die Miether seien aufs Höchste mit den Zinsen geschraubt, Reparaturen dürfte sie denselben, so wie er es thut, nur versprechen aber nicht bewirken, jeder Winkel sei zu einer Wohnung gemacht, in den Abgaben sei er bedacht worden, die Methode, Miether zu ermittiren habe sie bei ihrem Zusammensein kennen gelernt und damit sie zu leben habe, so dürfe sie nur, wie sie bereits gethan, armen Leuten beim Auszuge zur Deckung der Miethe, das Brod wegnehmen, was solle er länger mit der Reise warten, der Paß sei einmal ausgefertigt, wenn ihm auch der Inhalt desselben, den er nicht recht lesen kann, mißfällt.

Die Neugierde seiner Ehegemahlin ist aber noch nicht befriedigt, sie fragt, ob denn die Reise viel Geld kosten würde, das wisse er nicht, ist seine Antwort, allein die Frau hat in ihrer Hitze Recht, er reist ja auf seine Kosten. Es nutzt einmal Nichts, Beide bleiben in der Hitze, sie tröstet sich, in Abwesenheit ihres Gemahls mit andern Männern in Hitze zu kommen. Jedoch die Hitze greift um sich, sie stellt ihrem Ehegemahle vor, daß sie wohl ums Haus noch kommen werden, da die Erben der in der Dorotheenstadt wohnhaft gewesenen Wittfrau, in deren Hause er gewohnt, und mit der er sich auf ihrem Sterbebette antrauen lassen wollte, diejenigen 1000 Thlr. schlesische Pfandbriefe, die er wider deren Willen aus dem Nachlasse als hohnlachender Erbe geerbt, und welche er nun auf seine Villa eingezahlt, reclamiren werden. Dann lieber Mann giebt's erst Hitze, wir kommen in Hitze nun, er aber sagt, nur keine Hitze, ich heiße Goldmacher und bin dieselbe gewohnt.

Y.

Der Ehestand.

Der Ehestand ist ein Stand, wie jeder andere Stand, ausgenommen den ledigen Stand. Er ist eben so gut ein Zustand, Umstand, Bestand, Vorstand, Beistand, Anstand, Rückstand, Verstand u. s. w. Letzterer aber, der Verstand, ist dazu nicht unumgänglich nöthig. — Ein Zustand ist der Ehestand insofern, als sich beide Theile entweder im Zustande des Friedens, Krieges oder Waffenstillstandes befinden. Viel kommt dabei auf die Umstände an: oft ist die Frau in guten Umständen, während sich die Vermögensumstände des Mannes in schlechten befinden. Aber oft wird auch eine Frau, und bisweilen ein Mann nur in Rücksicht auf die letzteren geheirathet.

Ein Vorstand ist in der Ehe immer nöthig; denn ein Theil muß dem andern natürlicher Weise vorstehen. Da aber selten Einer dem Andern nachstehen will, so kann dadurch leicht der Friedenstand gebrochen werden. So soll aber auch Einer des Andern Beistand sein; oft aber, wenn der Frau die Geduld ausgeht, ruft der Mann: Gott steh' mir bei, natürlich in der Voraussetzung, daß der Frau der Teufel beisteht; denn beide streitende Hülfstruppen rufen, wenn es zum ernstlichen Kampfe kommen soll, ihre Hülfstruppen herbei.

Vor Allem muß aber in der Ehe auf den Anstand gehalten werden, denn wenn der Frau nichts mehr ansteht, was der Mann thut, kein Kleid, das er ihr kauft, kein Hut, den er ihr schenkt, wie soll da lange der Friede bestehen können? Der Anstand bei einer Frau besteht hauptsächlich darin, daß ihr Alles gut steht, das Häubchen, der Shawl, die Stiefelchen, die diamantene Agraffe. Ohne Brillanten läßt sich kaum eine anständige Frau denken. Denn Frauen sind selbst Edelsteine, moralische nämlich, und als solche, als Sachen von Werth, bedürfen sie auch einer anständigen Fassung. Sie leihen den Brillanten erst den gehörigen Glanz. Sollte der Mann deshalb auch manchmal im Rückstand sein; er muß dafür sorgen, daß seine Dame ihr Licht den Diamanten leuchten lasse!

Ein Mann, insofern er Verstand hat, wird auch immer nachgiebig gegen die Frau sein; denn Nachgiebigkeit befördert die Eintracht, und bei der Eintracht hat der Mann nur eine Tracht von der Ehestandslast zu tragen, bei der Zwietracht aber zwei. Mit den Frauen ist's anders. Diese können sich nicht mit einer Tracht begnügen, sie brauchen mehrere. Denn je besser und moderner und vielfältiger sie sich tragen, desto besser kleiden sie sich, und je schöner man sie anzieht, desto anziehender werden sie. —

Der Ehestand ist eigentlich ein Buch, oder vielmehr nur ein Einband zu einem Buche. Die Heirathenden sind der Inhalt, gewöhnlich Schriften vermischten Inhalts, abgetheilt in verschiedene Capitel mit Register und Seitenzahl. Wie bei vermischten Schriften häufig der Fall ist, geschieht es auch hier, daß ein Satz dem andern widerspricht. Aber der Einband hält die Sätze und

Gedanken zusammen, und was Gott zusammenfügt, soll der **Buchbinder** nicht scheiden. —

Die Einbände sind nun von verschiedener Art: lederne, papierne, seidene, sammetne, mit und ohne Goldschnitt, mit Schlössern u. s. w.

Ein lederner Ehestandseinband ist fatal — ist der Mann ledern, so wird die Frau langweilig, und dies nennt man eine lederne, ungenießbare Ehe. Ein Einband aus **Papier** ist schon besser, insofern es **Staatspapiere** sind. Angenehm ist der **seidene** und **sammetne** Einband, wenn die Frau den Mann mit Sammetpfötchen streichelt, und er sie mit Sammet und Seide schmückt. Ein solches Ehestandsbuch hat, wenn man es in die Hand nimmt, immer etwas Zartes, Geschmeidiges und man blättert gern darin. — Die Ehestands-Einbände mit **Goldschnitt** sind die besten; hat der Mann eine reiche Frau geheirathet. so hat er seinen Schnitt gemacht und die Frau wird sein Goldkind, seine Goldpuppe. Ist der Einband aber mit **Schlössern**, d. h. nicht mit eisernen, sondern mit Schlössern aus Steinen erbaut und mit liegenden Gründen versehen, so will es schon viel sagen, und die irdische Seligkeit ist begründet. Diese liegenden Gründe sind die triftigsten **Gründe** zu einem guten Auskommen in der Ehe. Wer **die** errungen, der hat sich wohlgebettet! —

Trachtet also Ihr Heirathenden, vor allen Dingen nach einem Einband von Sammet, mit Goldschnitt und Schlössern. Ihr werdet dann gern im Ehestandsbuche lesen und nur selten ein Capitel überschlagen.

Nützliches fürs Haus.

Mittel für Lungenkranke.

Das Ziegenrücker Kreisblatt empfiehlt jetzt folgendes Mittel für Lungenleidende: „Kein Heilmittel ist Lungenkranken mehr zu empfehlen, als Einathmung der spirituösen flüchtigen Säure der großen Waldameisen, besonders im Monat Mai angewandt, und auch in den nächstfolgenden Monaten. Der Kranke sucht sich im Wald den größten und volkreichsten Ameisenhaufen auf, legt seine Hände auf denselben, bis sie über und über von Ameisen angelaufen und besetzt sind, zerreibt die Ameisen schnell zwischen beiden Händen und zieht den geistigen Duft in starken Athemzügen tief in die Lunge ein. In dem ersten Augenblick wird ihm dies heftige Schmerzen verursachen, je nachdem die Lunge mehr oder weniger leidend ist, nicht anders, als seien Lunge und Luftröhre sehr verletzt und wund. Diesem bald vorübergehenden Schmerz wird er aber mit Freuden möglichst oft, wo möglich täglich bei heiterer Frühlingswitterung sich unterziehen, wenn er erst einmal die wohlthätigen Wirkungen erfahren hat, die er schon nach Verlauf der ersten 3 bis 5 Stunden empfindet. Einsender dieses hat bereits seit 10 Jahren von der Wirksamkeit dieser Kur so viele Beweise, daß er die Ueberzeugung hiermit veröffentlicht: „eingeathmeter Ameisen-Spiritus ist eins der vorzüglichsten Mittel kranker Lungen." Möchten Aerzte diese Heilungsweise nicht unbeachtet lassen!

Das Oberleder und die Sohlen der Schuhe und Stiefeln wasserdicht und äußerst dauerhaft zu machen.

Man nimmt 2 Unzen trocknendes Oel oder Firniß, 1 Unze gelbes Wachs, 1 Unze Terpentingeist und 2 Unzen Schweine-Schmalz, und schmelzt Alles sorgfältig über dem Feuer. Mit dieser Mischung wird, wenn sie nur leidlich warm ist (denn wenn sie zu heiß wäre, so würde sie das Leder verbrennen) das Oberleder, besonders die Nähte der Schuhe und Stiefeln, in der Sonne oder in einiger Entfernung vom Feuer, mit einem Schwamme eingerieben, und dies so oft wiederholt, wie sie trocken werden, bis sie Nichts mehr annehmen. Das Leder ist alsdann gegen die Feuchtigkeit undurchdringlich, die Schuhe und Stiefeln dauern viel länger und werden weich und geschmeidig.

Um die Sohlen recht dauerhaft zu machen, nehme man Lein- oder auch anderes Oel, setze einen halben Eßlöffel voll Terpentinöl hinzu und bestreiche die Sohlen damit, lasse es an der Wärme trocken werden, und wiederhole dies so oft, als die Sohle noch Oel einschluckt, dann lasse man es recht austrocknen; das Leder wird so hart wie Horn werden, kein Wasser durchlassen, und zwei Paar andere Sohlen aushalten. Noch dauerhafter kann man sie auf folgende Art machen: Man nehme gut gekochten Leinölfirniß und überstreiche damit die Sohle so lange, bis sie nichts mehr einzieht, dann überstreiche man noch einmal die Sohle und schütte auf diesen Ueberstrich trockenen, nicht zu feinen Streusand, schlage solchen mit einem Hammer in die Sohle ein, überstreiche diese Sandlage noch einmal mit Firniß, schütte wieder Sand darauf; und so fahre man so lange fort, bis der Sandüberzug einen Messerrücken dick ist. Man lasse nun die Sohlen gehörig austrocknen, damit man sich die Strümpfe beim Anziehen nicht fettig macht, da der Firniß, wenn er nicht recht trocken ist, durch die Wärme des Fußes aufgelößt wird. Um der Sohle eine schöne Außenseite zu geben, kehren die Schuster die Haarseite auswärts, diese ist dichter und auch stärker, allein wenn die Narbe abgelaufen ist, so zieht das Leder gleich Wasser. Man lasse also, wenn man die Sohle wie oben gesagt behandeln will, die Fleischseite auswendig nehmen und nicht im Mindesten poliren; dadurch zieht das Oel sich besser ein und die dichte Haarseite bleibt so lange unbenutzt, bis die Sohle ganz abgelaufen ist.

Neid bringt Leid.

> Mensch, verbirg dein rabenschwarzes Herz u deine giftige Rede, wenn ich mich nicht ritterli zum Kampfe rüsten soll.
>
> Altes Schauspiel.

Mäßel, ein Bräuer — ich nenne ihn aus dem Grunde weder Wispel, noch Scheffel, weil er in keinem der beiden Mäßer sein Geld messen kann — wird genöthigt, sein Lokal zu verlässen, und begiebt sich deßhalb zu einem seiner Berufsgenossen, dessen Dienstleute er über den Geschäftsgang und über die Vermögensumstände ihres Prinzipals befragt. Gegen die Letzteren läßt er sich ungefähr folgendermaßen aus: „Wisset ihr nicht, ob Euer Herr bald heirathen wird, weil er in seinem Domizil saß wie ein Hamster, der den Winter hindurch seine Scheuern reichlich angefüllt, zu ruhen scheint. Es wundert mich, daß der Mann mit seinem Geschäfte glänzt, zumal er, wie ich mit Zuversicht weiß, mit Nichts angefangen; und daraus schließe ich mit vollkommenem Rechte, daß er bisher noch kein reicher Prasser geworden sein kann. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß der Brauer bei dem theuren Malzpreise an seinem Bier keinen Gewinn hat, und wette, daß er in Kurzem wird aufhören müssen." — Also spricht **Mäßel**, der mit neidischen, habsüchtigen Augen den günstigen Geschäftsverkehr seines Collegen erfährt und das Möglichste aufbietet, den Beleidigten auszumiethen.

Ist es passend, daß **Mäßel**, selbst Meister, einen seiner Berufsgenossen gegen dessen Untergebene verläumdet? Er spricht vom wahrscheinlichen Untergange und Sturze des Injurirten Geschäftes, obgleich er zuvörderst sich selbst vorsehen möge, daß er nicht zuerst von der Leiter des **Kirschbaums stürze**. Ref. giebt daher dem Herrn **Mäßel** schließlich die Lehre: „**mit dem Maaße, womit du messest, mißt man Dir wieder,**" und rathet ihm als wohlmeinender Freund: „**vor seiner Thür allein zu kehren.**" Ueberhaupt wolle sich der Besprechende bestreben: **lieber sein Geld in Mäßeln, als Verläumdungen in Vierteln zu messen.**"

—r.

Statistisches.

Laut den eben erschienenen „Statistischen Tabellen" des Preußischen Staats nach der amtlichen Aufnahme des Jahres 1843, herausgegeben von Diterici, Director des statistischen Büreaus, zählt man in den 26 Regbez. der Monarchie 16688 Kirchen und Bethäuser, 22577 Schulhäuser für den öffentlichen Unterricht, 4982 Gebäude zur Aufnahme und Verpflegung von Waisen, 2764 Gebäude zur Versammlung und Geschäftsführung der Landeskollegen rc. und Gemeindevorstände, 26763 zu anderen Zwecken der geistlichen und weltlichen Behörden, 2379 Militair-Gebäude, 1,874472 Privatwohnungen, 110161 Fabrikgebäude, Mühlen und Privatmagazine, 2,028107 Ställe, Scheunen und Schuppen. Die Bevölkerung betrug: 1,184,300 Knaben und 1,162966 Mädchen bis zum vollendeten 7. Lebensjahre, 1,135718 Knaben und 1,104613 Mädchen bis zu 14 Jahren, Personen bis zu 16 Jahren 332783 männl. Geschlechts und 319180 weibl. Geschlechts, zusammen 7,721038 männl. Geschlechts 7,750727 weibl. Geschlechts; Zahl aller Einwohner 15,471765. In der Ehe lebten 2,562693 Männer und 2,570390 Frauen. Evangel. waren 9,428911, römisch-kathol. 5,820123, griechischer Religion 1879, Mennoniten 14313, Juden 127893 mit und 78636 ohne Staatsbürgerrecht, Muhamedaner 10.

Anfrage.

Ist es erlaubt, daß Schmiede an den Adventssonntagen während der Morgenpredigt die Feier des Tages durch lautes Hämmern in ihrer Werkstatt stören? Ich halte dieß nach meinem schlichten Urtheile für gesetzwidrig.

—r.

Brief-Controlle.

An Herrn: H. Wird besorgt werden. — An K — r: Mit Vergnügen empfangen; ausführliche Antwort folgt privatim. — An den Einsender des Artikels über kleine Wohnungen: Kann nur Aufnahme finden wenn mir Name und Stand des Verfassers genannt wird. — An die Herren A bis Z. Bitte, mich einige Zeit mit Liebesgedichten zu verschonen!

D. R.

Lokales.

Herr Werth in dem, auf der Odergasse gelegenen Kretschmerhause zum „goldenen Leuchter“ wetteifert mit seinen Geschäftsgenossen in der Bereitung eines kraftvollen und wohlschmeckenden Bieres, welches allen Bierfreunden als ein vortreffliches Getränk anempfohlen werden kann. Zur Mittagszeit kann dort auch ein Jeder, den die Eßlust quält, ein gutes Mittagsmahl auf das Billigste zu sich nehmen. Die Bedienung ist prompt und reell, die Gäste bestehen meistentheils aus anständigen Bürgern. —r.

Chronik.

Ein Fälscher.

Vor der summarischen Abtheilung des Berliner Kriminalgerichts stand kürzlich ein Mann, des versuchten Betruges angeklagt. Er hatte in einem Destillationsladen sich einen Schnaps einschenken lassen, die Zahlung mit einem Schein geleistet, auf welchem er fünf Thaler heraus verlangte. Der Schein wurde sogleich als unächt erkannt, und der Mann durch einen herbeigerufenen Polizeibeamten verhaftet. Der Schein, ein Kuriosum, lautet wörtlich wie folgt: No. 958,761,234. 100,000 R. Gulden. Einhunderttausend Gulden. Rumpemheim, den 5. September 1842. Dieser Schein wird in allen fürstlichen Rumpemheimschen Kassen für voll angenommen. Fürst Knorr, Finanzminister Philemon. Sekretair Schierfried. Der Angeklagte, welcher diesen Schein gefunden haben will, wird zu achttägiger Haft verurtheilt.

Ein nach Texas ausgewanderter Preuße

schreibt unter Anderm: Bei unserer Ankunft in Labacca empfing uns der General-Commissär des deutschen Colonisationsvereins, ein Prinz Carl zu Solms, ein artiger junger Mann, der aber durchaus nicht an seinem Platz ist, denn anstatt uns so schnell als möglich an unsern Ort der Bestimmung zu befördern, mußten wir eine unendlich lange Zeit in Labacca liegen bleiben, indem weder Zugthiere noch Wagen zu unserem Transport in Bereitschaft waren. Während dessen spielte der Herr Commissair auf eine liebenswürdige Art den deutschen Prinzen, umgab sich mit einem großartigen Hofstaat, ritt mit einem glänzenden Gefolge aus, verschwendete viel Geld und übte sich im Pistolenschießen. Solche Leute sind den einfachen Luxus verschmähenden Republikanern ein Greuel, deshalb erwarb er sich auch nicht die Liebe und das Zutrauen der Amerikaner, die ihm in nichts gefällig waren, obgleich sie sonst höflich und gastfrei sind.

Eine merkwürdige Eigenschaft,

daß die Musik, die schönste, erhebenste aller Künste, bei freien Völkern wenig betrieben wird. So versichert man, daß Musik heut zu Tage in Frankreich viel weniger als sonst einen Theil männlicher Erziehung ausmache, überhaupt wird sie weniger in England als in Frankreich, in Frankreich weniger als in Deutschland, weniger in Deutschland als in Italien, am allerwenigsten in Amerika getrieben. Man hat nie von einem amerikanischen Staatsmanne, oder überhaupt einem Mann von ausgezeichneten Stande gehört, daß er Musik triebe. Dies rührt wohl vorzüglich daher, weil eine gewisse Fertigkeit in der Musik vorzüglich Zeitaufwand bedingt, als Jeden, der seine Stunden zu schätzen weiß, abschrecken muß. Ein guter Fortepianospieler erregt deshalb zugleich Vergnügen und mitleidigen Spott. So gern man künstlerische Fertigkeit an Damen sieht, bei dem Manne aber kann man sich eines gewissen mißbehaglichen Nebengedankens nicht erwehren, wie dieser seine Zeit und Kräfte hätte besser gebrauchen können. Der Mann soll sehr behutsam sein, sich nicht von Gefühlen leidenschaftlicher Aufregung hinreißen lassen, Musik ist es vorzüglich, die verstimmt, entnervt. Gefühlvolle, sensitive Individuen sowohl als Nationen sind nicht für die Freiheit geschaffen. Die Aeußerung die Krösus zugeschrieben wird, enthält viel Wahres. Willst du Sklaven, so gieb ihnen Musik.

Ein Russe in Moskau

äußerte kürzlich: Ich liebe mein Vaterland mit einer Innigkeit, einer Leidenschaft, daß ich es aufessen möchte. Schade, das ich diese Liebe nicht durch die That bekunden kann! — — damit ihm dieser sonderbare Appetit vergehe, ist er auf Lebenszeit nach Sibirien transportirt worden.

In dem Lustspiel

„Gottsched und Gellert, von Heinrich Laube, kommt eine Scene vor, in welcher ein grober preußischer Wachtmeister die beiden Professoren Gotsched und Gellert arretiren soll. Gottsched nennt diesem rohen Kriegsknecht, um ihm zu imponiren, seinen Namen, der Jenen aber, als ihm völlig unbekannt, ungerührt läßt. Nun kommt die Reihe an Gellert; — der schüchterne Gelehrte, in der Voraussetzung, dem Wachtmeister noch viel unbekannter zu sein, als Gottsched meint: Sein Name thue nichts zur Sache. Doch da nennt ein Diener Gottscheds zufällig den Namen Gellert, und der Wachtmeister ruft hocherfreut und jubelnd aus: „Was, Gottlieb Fürchtegott Gellert! Um das Rhinoceros zu sehn, beschloß ich auszugehn! Ei da müßte ich ja selbst ein Rhinoceros sein, Professerchen, wenn ich Sie nicht kennen sollte!“ —

Die Scene machte eine electrische Wirkung. —

Maschienendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.